ANTHONY HOROWITZ

DER TOTE AUS ZIMMER 12

ROMAN

INSEL

ANTHONY HOROWITZ

Der Tote aus Zimmer 12

Roman

Aus dem Englischen
von Lutz-W. Wolff

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
Moonflower Murders bei Penguin Random House, UK, London

Dieses Buch wurde klimaneutral produziert.

Klimaneutral
Druckprodukt
ClimatePartner.com/14438-2110-1001

Erste Auflage 2022
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe Insel Verlag
Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2022
Copyright © 2020 by Anthony Horowitz
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: hißmann, heilmann, hamburg, unter
Verwendung des Originalumschlags von Penguin Random House, UK
Illustration: Sinem Erkas
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-64287-9

www.insel-verlag.de

Kreta, Agios Nikolaos

Das Polydoros ist ein charmantes, familiengeführtes Hotel, nur ein paar Schritte entfernt von der lebhaften kleinen Stadt Agios Nikolaos auf Kreta, eine Stunde östlich der Inselhauptstadt Heraklion. Die Apartments – viele mit Meerblick – sind klimatisiert, haben WLAN und werden täglich gereinigt. Auf unserer herrlichen Sonnenterrasse servieren wir Kaffee und einheimische Küche. Besuchen Sie uns auf unserer Webseite oder auf Booking.com.

Sie können sich gar nicht vorstellen, wie lange ich gebraucht habe, um die paar Zeilen zu schreiben. Ich habe mir Sorgen gemacht, dass sich zu viele Adjektive auftürmen könnten. War »lebhaft« das richtige Wort, um Agios Nikolaos zu beschreiben? Ich hatte erst »geschäftig« geschrieben, aber dann dachte ich, das klingt womöglich nach endlosen Autokolonnen und Lärm. Die gab es ja auch auf Kreta, und nicht zu knapp. Ins Stadtzentrum brauchte man eine Viertelstunde. Waren das »ein paar Schritte«? Hätte ich vielleicht erwähnen sollen, dass der Ammoudi Beach direkt nebenan liegt?

Das Komische ist, dass ich fast mein ganzes Arbeitsleben als Lektorin zugebracht und keinerlei Probleme gehabt habe, Manuskripte zu redigieren. Warum geriet ich jetzt plötzlich ins Schwitzen, als ich einen kleinen Text für eine Reklamepostkarte schreiben sollte? Am Ende gab ich ihn Andreas, der einen kurzen Blick darauf warf und zustimmend grunzte, was mich einerseits befriedigte, anderer-

seits aber auch ärgerte, nach all der Mühe, die ich mir damit gegeben hatte. Die Griechen sind sehr emotional. Ihre Musik, ihre Gedichte und ihre Theaterstücke gehen direkt ins Herz. Aber es war mir schon länger aufgefallen, dass sie bei den kleinen Dingen des Alltags eher gleichgültig sind. Da heißt es schnell mal »siga, siga«, was so viel bedeutet wie: »Ist doch egal!« Das war so ein Satz, den ich jeden Tag hörte.

Während ich bei einer Zigarette und einer Tasse schwarzem Kaffee noch einmal durchlas, was ich geschrieben hatte, gingen mir zwei Dinge durch den Kopf: Wozu sollten die Karten eigentlich gut sein, wenn sie bloß an der Rezeption auf dem Tresen lagen? Dann waren die Leute doch schon im Hotel. Und außerdem: Was machte ich eigentlich hier? Wie hatte ich zulassen können, dass ich mich mit solchen Fragen beschäftigen musste?

Zwei Jahre vor meinem fünfzigsten Geburtstag, in einem Alter, in dem ich eigentlich die Früchte eines passablen Einkommens, eine hübsche kleine Eigentumswohnung in London und einen mit Einladungen prall gefüllten Kalender hätte genießen sollen, war ich plötzlich zur Miteigentümerin und Managerin eines Hotels auf Kreta geworden. Es war allerdings viel schöner, als ich es beschrieben hatte. Das Polydoros lag direkt am Wasser und hatte zwei Terrassen im Schatten von Tamarisken und Sonnenschirmen. Es gab nur sieben Zimmer, aber junges, engagiertes Personal aus der Gegend, das auch in den größten Krisen noch fröhlich blieb, und äußerst loyale Stammgäste. Wir boten traditionelle Küche, das gute *Mythos*-Bier, einen eigenen Musiker und einen fantastischen Ausblick aufs Meer. Unsere Gäste würden im Traum nicht daran denken, in solchen Monsterbussen zu reisen, wie ich sie täglich in den engen Gassen auf ihrem Weg zu den sechsstöckigen Bettenburgen auf der anderen Seite der Bucht beobachten konnte.

Bedauerlicherweise hatten wir auch ziemlich hinterlistige elektrische Leitungen, völlig indiskutable Abwasserrohre und stotterndes

WLAN. Ich will hier nicht in klassische Vorurteile über die Griechen verfallen, und vielleicht hatten wir einfach Pech, aber ich hatte leider nicht das Gefühl, dass unsere Angestellten sehr zuverlässig waren. Panos war ein hervorragender Koch, aber wenn er Ärger mit seiner Frau, seinen Kindern oder seinem Motorrad hatte, erschien er einfach nicht zum Dienst und Andreas musste in die Küche. Ich durfte dann sowohl die Bar als auch das Restaurant übernehmen, die entweder völlig überfüllt, aber bedauerlicherweise ohne Bedienungen waren, oder halb leer – mit Kellnern, die sich auf den Füßen herumtraten. Ein vernünftiges Gleichgewicht schien sich nie herzustellen. Dass einer unserer Lieferanten mal pünktlich war, kam durchaus vor, aber dann hatte er bestimmt nicht die Waren dabei, die wir bestellt hatten. Wenn irgendwas kaputtging – und alles ging ständig kaputt – erlebten wir jedes Mal bange Stunden des Wartens, in denen wir uns fragten, ob der Klempner oder der Mechaniker tatsächlich kommen würde.

Unsere Gäste waren offenbar zufrieden. Aber Andreas und ich rannten herum wie die Schauspieler in einer französischen Komödie, die ununterbrochen irgendwelche Katastrophen verhindern mussten, und wenn ich morgens um eins oder zwei endlich ins Bett fiel, war ich so erschöpft, dass ich mich wie eine vertrocknete Mumie in einem Leichentuch fühlte. Das war dann immer der Tiefpunkt, denn ich wusste, sobald ich aufwachte, würde alles wieder von vorne anfangen.

Ich glaube, jetzt male ich alles zu schwarz. Natürlich gab es auch schöne Dinge. Ein Sonnenuntergang in der Ägäis ist unvergleichlich, und ich konnte ihn jeden Abend mit verzauberten Augen bestaunen. Kein Wunder, dass die Griechen an Götter glaubten: Helios braust mit seinem goldenen Wagen über den riesigen Himmel, die Berge von Lasithi verwandeln sich in schimmernde Schleier von Rosa und Violett, bis sie immer dunkler werden und schließlich verdämmern. Jeden Morgen um sieben schwamm ich im Meer und spülte im kris-

tallklaren Wasser die Spuren des Weins und der Zigaretten ab. Dann gab es noch die intimen Abendessen auf den Terrassen der kleinen Tavernen in Fourni und Limnes, wo es nach Jasmin duftete, das laute Lachen und das Klingen der Gläser unter dem Sternenhimmel. Ich hatte sogar angefangen, Griechisch zu lernen, drei Stunden die Woche, mit einem jungen Mädchen, das meine Tochter hätte sein können, aber es irgendwie schaffte, die vertrackten Betonungen und die nicht nur unregelmäßigen, sondern geradezu unanständigen Verben zum echten Vergnügen zu machen.

Aber Ferien waren das alles nicht. Ich war nach einer Katastrophe nach Kreta gekommen, die mich fast umgebracht hätte. Das letzte Buch, an dem ich als Lektorin gearbeitet hatte, hatte den Autor das Leben gekostet, meine Karriere beendet und den Verlag ruiniert … in genau dieser Reihenfolge. Ich hatte gedacht, ich könnte noch jahrelang Atticus-Pünd-Romane herausbringen und mich an ihrem Erfolg freuen, aber es hatte nicht sein sollen. Stattdessen hatte ich ein »neues Leben« begonnen, und das bestand aus beinharter Arbeit.

Das hatte auch mein Verhältnis zu Andreas verändert. Wir stritten uns nicht etwa – das war nicht unsere Art. Aber unsere Beziehung war wortkarg und vorsichtig geworden, wir umkreisten uns wie zwei Boxer, die keine Lust auf den Kampf haben. Vielleicht wäre ein richtiger Schlagabtausch besser gewesen. Wir waren auf das fatale Gelände geraten, auf dem das Ungesagte schlimmer war als das, was man sagte. Wir waren aber kein altes Ehepaar. Andreas hatte mir zwar einen klassischen Heiratsantrag mit Diamantring und Kniefall gemacht, aber danach waren wir viel zu beschäftigt mit anderen Dingen gewesen, um die Sache zum Abschluss zu bringen. Außerdem war mein Griechisch noch nicht gut genug, um die Trauungszeremonie ordentlich zu absolvieren. Wir hatten beschlossen zu warten.

Die Zeit hatte nicht zu unseren Gunsten gearbeitet. In London war Andreas mein bester Freund gewesen. Schon deshalb, weil wir nicht zusammenlebten, hatte ich mich immer darauf gefreut, ihn zu

sehen. Wir lasen dieselben Bücher. Wir liebten es, zu Hause zu essen, besonders wenn Andreas kochte. Wir hatten fabelhaften Sex. Aber in Kreta saßen wir in der Falle, und obwohl wir England erst vor ein paar Jahren verlassen hatten, suchte ich bereits nach einem Ausweg, allerdings nicht bewusst.

Das war auch nicht nötig. Der Ausweg trat eines Montagvormittags in Gestalt eines gutgekleideten englischen Ehepaars auf, das Arm in Arm die Treppe von der Hauptstraße zu uns herunterkam. Ich sah sofort, dass sie eine Menge Geld hatten und nicht im Urlaub waren. Er trug trotz der Hitze ein Jackett über seinem Polohemd, lange Hosen mit Bügelfalten und einen Strohhut. Ihr Kleid wiederum schien besser für eine Party im Tennisclub geeignet als für den Strand, und das galt auch für die feine Perlenkette und die Handtasche, die an ihrem Arm hing. Beide trugen sehr teure Sonnenbrillen. Ich schätzte, dass sie ungefähr sechzig waren.

Der Mann löste sich von seiner Frau und kam in die Bar. Ich sah, wie er mich musterte. »Entschuldigen Sie«, sagte er. »Sprechen Sie Englisch?«

»Ja.«

»Ich weiß nicht … Sind Sie zufällig Susan Ryeland?«

»Ja, die bin ich.«

»Hätten Sie vielleicht einen Augenblick Zeit, Miss Ryeland? Mein Name ist Lawrence Treherne. Das ist Pauline, meine Frau.«

»Guten Tag.« Pauline Treherne lächelte, aber durchaus nicht freundlich. Sie kannte mich nicht, misstraute mir aber gründlich.

»Darf ich Ihnen einen Kaffee bringen?« Ich formulierte meine Frage sehr vorsichtig. Ich hatte nicht die Absicht, sie einzuladen. Ich bin zwar nicht geizig, aber wir hatten Geldsorgen. Ich hatte meine Wohnung in London verkauft und den größten Teil meiner Ersparnisse in das Polydoros gesteckt, aber bisher hatte ich noch keinen Euro damit verdient. Ganz im Gegenteil: Es schien mir, als ob wir nichts falsch machten, aber wir steckten tief in den Miesen

und schuldeten der Bank fast zehntausend Euro. Unser Kapital versickerte irgendwie, und manchmal hatte ich das Gefühl, dass der Abstand zwischen mir und einem Bankrott nicht größer war als der Schaum auf einem Gratis-Cappuccino.

»Nein, nein, danke. Wir haben alles, was wir brauchen.«

Ich führte sie zu einem Tisch im Innenraum der Bar. Die Terrasse war schon ziemlich voll, aber Vangelis schien gut damit zurechtzukommen, und drinnen war es auch kühler. »Was kann ich für Sie tun, Mr Treherne?«

»Nennen Sie mich Lawrence, bitte.« Er nahm den Hut ab und entblößte silbergraues Haar. Den Hut legte er vor sich auf den Tisch. »Entschuldigen Sie, dass wir Sie bis hierher verfolgen. Wir haben einen gemeinsamen Freund – Sajid Khan. Er lässt Sie übrigens grüßen.«

Sajid Khan? Ich brauchte einen Moment, um mich daran zu erinnern, dass er der Rechtsanwalt von Alan Conway, dem Verfasser der Atticus-Pünd-Romane, gewesen war. Er lebte genau wie Conway in Suffolk, und als Alan gestorben war, hatte Sajid Khan die Leiche gefunden. Ich hatte ihn ein paar Mal getroffen, hätte ihn aber nicht direkt als Freund bezeichnet.

»Sie leben also in Suffolk?«, sagte ich.

»Ja. Wir haben ein Hotel in Woodbridge. Mr Khan hat uns gelegentlich geholfen.« Treherne zögerte, als ob ihm plötzlich unbehaglich wäre. »Ich habe letzte Woche eine ziemlich heikle Frage mit ihm erörtert, und er hat angeregt, dass wir mit Ihnen sprechen.«

Ich fragte mich, woher Sajid Khan wusste, dass ich hier in Kreta war. Irgendjemand musste es ihm erzählt haben, und ich war das mit Sicherheit nicht gewesen. »Sie sind den ganzen weiten Weg gekommen, um mit mir zu reden?«, fragte ich.

»Nun ja, so weit ist es nun auch wieder nicht, und wir reisen ohnehin viel. Wir wohnen im Minos Beach.« Er zeigte über den Tennisplatz auf das Hotel direkt neben unserem. Das bestätigte

meine Vermutung, dass die Trehernes reiche Leute sein mussten. Das Minos Beach ist ein Fünfsterne-Boutique-Hotel mit kleinen Villen, einem Privatstrand und einem Garten voller Skulpturen. Eine Übernachtung kostet so ungefähr 300 Pfund. »Ich hatte überlegt, ob ich Sie anrufen soll«, sagte er. »Aber diese Angelegenheit wollte ich nicht am Telefon besprechen.«

Die Sache wurde immer mysteriöser – und ehrlich gestanden auch ärgerlicher, wie ich fand. Ein Vier-Stunden-Flug von Stansted nach Kreta. Eine weitere Stunde mit dem Wagen von Heraklion nach Agios Nikolaos. Ein Spaziergang war das nun auch nicht gerade. »Worum geht es denn?«, fragte ich.

»Um einen Mord.«

Das Wort hing unheilvoll in der Luft. Auf der anderen Seite der Terrasse schien die Sonne. Ein paar Kinder plantschten lachend im flachen Wasser. An den Tischen drängten sich die Familien. Ich sah Vangelis mit einem Tablett voller Orangensaft und Eiskaffee zu ihnen hinausbalancieren.

»Was für einen Mord?«, fragte ich.

»Den Mord an einem gewissen Frank Parris. Der Name sagt Ihnen nichts, aber Sie kennen vielleicht das Hotel, wo er umgebracht wurde. Es heißt Branlow Hall.«

»Und das ist Ihr Hotel?«

»Ja, genau.« Jetzt antwortete zum ersten Mal seine Frau. Sie sprach wie ein weniger bekanntes Mitglied der königlichen Familie und schien jedes Wort mit der Nagelschere zurechtgeschnitten zu haben, ehe sie es ins Freie entließ. Ich hatte aber das Gefühl, dass sie genauso Mittelklasse war wie ich. »Er hatte drei Nächte gebucht. In der zweiten Nacht ist er umgebracht worden.«

Ein ganzer Schwarm von Fragen flatterte mir durch den Kopf. Wer war dieser Frank Parris? Wer hatte ihn umgebracht? Was ging mich das an? Aber ich sprach sie nicht aus. Ich fragte: »Und wann ist das passiert?«

»Vor acht Jahren«, sagte Treherne.

Seine Frau stellte ihre Handtasche auf den Tisch neben den Strohhut, als wollte sie damit signalisieren, dass sie die Sache jetzt in die Hand nehmen würde. Sie hatte etwas an sich – die Art, wie sie ihr Schweigen einsetzte, ebenso wie den Mangel an Emotion –, was mir den Eindruck vermittelte, dass sie diejenige war, die die Entscheidungen traf. Ihre Sonnenbrille war so schwarz, dass ich mich darin spiegelte, als sie das Wort an mich richtete. Ich konnte mir selbst beim Zuhören zusehen.

»Es wäre vielleicht ganz nützlich, wenn Sie die ganze Geschichte erfahren«, sagte sie mit ihrer schneidenden Stimme. »Dann verstehen Sie, warum wir hier sitzen. Ich hoffe, Sie haben ein bisschen Zeit?«

Ich hatte ungefähr fünfzig dringende Dinge zu tun. »Aber ja!«, sagte ich.

»Danke.« Sie sammelte ihre Gedanken. »Frank Parris hatte eine Werbeagentur«, sagte sie. »Er war gerade aus Australien nach England zurückgekommen, wo er einige Jahre gelebt hatte. Am frühen Nachmittag des 14. Juni 2008 wurde er in seinem Hotelzimmer tot aufgefunden. Er war in der Nacht auf sehr brutale Weise ermordet worden. Das Datum weiß ich deshalb noch so genau, weil an diesem Tag unsere Tochter Cecily geheiratet hat.«

»Gehörte er zu den Hochzeitsgästen?«

»Nein. Wir kannten ihn überhaupt nicht. Wir hatten ungefähr ein Dutzend Zimmer frei gehalten, um die engere Familie und ein paar Freunde unterzubringen. Branlow Hall hat zweiunddreißig Zimmer, und wir hatten trotz meiner Bedenken auf Wunsch meines Mannes beschlossen, das Hotel offen zu halten. Mr Parris war in Suffolk, um Verwandte zu besuchen. Er hatte für drei Nächte gebucht und wurde in den frühen Morgenstunden des Samstags ermordet, die Leiche wurde aber erst am Nachmittag entdeckt.«

»Nach der Hochzeit«, murmelte ihr Mann.

»Wie ist er denn umgebracht worden?«

»Er wurde mit einem Hammer erschlagen. Sein Gesicht wurde völlig zertrümmert, und wenn die Polizei nicht seine Brieftasche mit dem Pass im Safe gefunden hätte, wäre seine Identität vielleicht gar nicht geklärt worden.«

»Cecily war völlig verstört«, sagte Treherne. »Das heißt, wir waren alle ganz durcheinander. Es war so ein schöner Tag gewesen. Die Trauung hatte im Garten stattgefunden, dann folgte das Mittagessen für hundert Gäste. Das Wetter war herrlich. Und die ganze Zeit lag da oben in seinem Zimmer, direkt über dem Festzelt, der Tote in einer riesigen Blutlache.«

»Cecily und Aiden mussten sogar ihre Flitterwochen verschieben«, fügte Pauline hinzu. In ihrer Stimme war nach all den Jahren immer noch die Empörung zu hören, die sie damals empfunden hatte. »Die Polizei hat sie nicht abreisen lassen. Sie haben gesagt, das käme gar nicht in Frage, obwohl offensichtlich war, dass der Mord nichts mit ihnen zu tun hatte.«

»Aiden ist der Ehemann Ihrer Tochter?«

»Aiden MacNeil ist unser Schwiegersohn, ja. Sie wollten am Sonntagmorgen nach Antigua aufbrechen, aber am Ende sind sie erst zwei Wochen später geflogen. Da hatte die Polizei den Mörder schon verhaftet. Es war völlig unnötig, sie so lange aufzuhalten.«

»Die Polizei hat also rausgekriegt, wer's gewesen ist«, sagte ich.

»Ja, ja. Es war alles ganz klar«, erklärte Treherne. »Es war einer unserer Angestellten. Ein Rumäne namens Stefan Codrescu. Er war so eine Art Hausmeister und wohnte bei uns im Hotel. Er hatte etliche Vorstrafen – das wussten wir. Ich fürchte, das war sogar einer der Gründe, weshalb wir ihn eingestellt haben.« Er schlug für einen Sekundenbruchteil die Augen nieder. »Meine Frau und ich hatten damals so eine Art Resozialisierungsprogramm. Wir haben junge Strafgefangene nach ihrer Entlassung als Küchenhilfen, Reinigungspersonal oder Gärtner beschäftigt. Wir glaubten fest daran,

dass man jungen Leuten eine zweite Chance geben und den Strafvollzug reformieren müsse. Ich nehme an, Sie wissen, dass die Zahl der Wiederholungstäter enorm ist. Das liegt daran, dass man diesen Leuten keine Chance gibt, sich wieder in die Gesellschaft zu integrieren. Wir haben eng mit den Bewährungshelfern zusammengearbeitet, und sie haben uns versichert, dass Stefan für unser Programm geeignet wäre.« Er seufzte tief. »Sie haben sich leider geirrt.«

»Cecily hat ihm vertraut«, sagte Pauline.

»Sie kannte ihn?«

»Wir haben zwei Töchter, die beide bei uns im Hotel arbeiten. Cecily war die Geschäftsführerin, als diese Geschichte passiert ist. Sie war diejenige, die Stefan zum Vorstellungsgespräch eingeladen und eingestellt hat.«

»Sie hat also in demselben Hotel geheiratet, in dem sie gearbeitet hat?«

»Ja, genau. Es ist ein Familienbetrieb. Die Angestellten gehören alle irgendwie zur Familie. Unsere Tochter wäre nie auf die Idee gekommen, ihre Hochzeit woanders zu feiern«, sagte Pauline.

»Und sie glaubte, dass Stefan unschuldig wäre.«

Am Anfang ja. Sie hat ihn verteidigt. Das ist das Problem bei Cecily. Sie ist zu vertrauensselig, sie glaubt an das Gute im Menschen. Aber die Beweislage war eindeutig. Auf dem Hammer waren keine Fingerabdrücke, aber Stefans Kleider waren genauso blutbespritzt, wie das Geld, das er unter seiner Matratze versteckt hatte. Das muss er dem Toten abgenommen haben. Es gab einen Zeugen, der gesehen hat, wie er in das Zimmer von Parris ging. Und letzten Endes hat er ja auch gestanden. Da musste dann auch Cecily zugeben, dass sie sich geirrt hatte, und damit war die Sache erledigt. Sie ist mit Aiden nach Antigua geflogen. Das Hotel hat sich allmählich wieder erholt, auch wenn niemand mehr in Zimmer zwölf schlafen wollte. Wir benutzen es nur noch als Lagerraum. Aber, wie gesagt, das ist

alles schon lange her und wir dachten, es wäre vorbei. Aber wie es scheint, haben wir uns geirrt.«

»Was ist denn passiert?«, fragte ich. Gegen meinen Willen begann mich die Sache zu interessieren.

»Stefan wurde zu lebenslänglich verurteilt«, sagte Treherne. »Er sitzt immer noch hinter Gittern. Cecily hat ihm ein paar Mal geschrieben, aber er hat nie geantwortet. Ich dachte, sie hätte das alles vergessen. Sie schien völlig zufrieden damit, das Hotel zu führen und sich um ihre Ehe zu kümmern. Sie ist zwei Jahre älter als Aiden. Als sie geheiratet haben, war sie sechsundzwanzig, nächsten Monat wird sie vierunddreißig.«

»Haben sie Kinder?«

»Ja, ein kleines Mädchen. Das heißt, sie ist jetzt schon sieben … Roxana.«

»Unser erstes Enkelkind«, sagte Pauline sichtlich gerührt. »Ein süßes Kind, sie bedeutet uns alles.«

»Pauline und ich haben uns vom Tagesgeschäft ganz zurückgezogen«, sagte Treherne. »Wir haben ein Haus im Süden von Frankreich, in Hyères, und verbringen viel Zeit dort. Vor ein paar Tagen hat uns Cecily angerufen. Mittags um zwei, französischer Zeit. Ich habe den Anruf entgegengenommen. Ich habe gleich gemerkt, dass Cecily total aufgeregt war. Sie schien sogar Angst zu haben. Ich weiß nicht, von wo aus sie angerufen hat, aber es war ein Dienstag, da war sie bestimmt im Hotel. Normalerweise machen wir immer ein paar Scherze, aber sie kam direkt zur Sache. Sie hätte über alles noch einmal nachgedacht, hat sie gesagt – «

»Und damit meinte sie diese Mordgeschichte.«

»Ja, genau. Sie sagte, sie hätte vollkommen recht gehabt. Stefan Codrescu sei für die Tat nicht verantwortlich. Ich fragte, wieso sie gerade jetzt wieder daran gedacht hätte, und sie hat gesagt, es hätte mit einem Buch zu tun, das sie gerade gelesen hatte. *Da stand genau drin, wer es gewesen ist.* Das waren genau ihre Worte. Jedenfalls hätte

sie das Buch jetzt zur Post gebracht, damit ich es auch lesen könnte. Es ist tatsächlich am nächsten Tag schon gekommen.«

Er griff in die Tasche seines Jacketts und zog ein schmales Paperback heraus. Ich erkannte es sofort: das Bild auf dem Umschlag, die Schrift und den Titel. Schlagartig begriff ich, was dieses Treffen hier sollte.

Das Buch war *Atticus unterwegs,* der dritte Band in der Atticus-Pünd-Serie von Alan Conway, die ich lektoriert hatte. Ich erinnerte mich sofort, dass es tatsächlich in einem Hotel spielte, allerdings in Devon, ganz im Westen von England, und nicht in Suffolk. Außerdem spielte es nicht in der Gegenwart, sondern 1953, also kurz nach dem Krieg. Ich erinnerte mich noch an die Buchpremiere, für die wir die Deutsche Botschaft in London hatten gewinnen können. Alan hatte ein paar Drinks zu viel gehabt, den Botschafter beleidigt und sich auch sonst ziemlich danebenbenommen.

»Alan wusste von dem Mord an diesem Frank Parris?«

»Oh, ja. Er kam sechs Wochen danach zu uns ins Hotel und blieb ein paar Tage. Er hat uns erzählt, er sei ein Freund des Toten gewesen, und hat eine Menge Fragen über den Mordfall gestellt. Dann hat er auch mit den Angestellten viel geredet. Wir hatten keine Ahnung, dass er die Angelegenheit zu einem Unterhaltungsroman machen wollte. Wenn er uns die Wahrheit gesagt hätte, wären wir viel vorsichtiger gewesen.«

Und das ist genau der Grund, warum euch Alan Conway die Wahrheit verschwiegen hat, dachte ich. Und sagte: »Sie haben das Buch nie gelesen?«

»Wir hatten Mr Conway völlig vergessen«, gab Treherne zu. »Und ein Exemplar seines Buches hat er uns auch nicht geschickt.« Er machte eine Pause. »Aber Cecily hat es gelesen, und sie hat etwas darin gefunden, was die Ereignisse in Branlow Hall in neuem Licht erscheinen ließ … zumindest glaubte sie das.« Er warf seiner Frau einen hilfesuchenden Blick zu. »Inzwischen haben Pauline und ich

das Buch auch gelesen, aber wir können nichts finden, was einen Zusammenhang herstellt.«

»Es gibt Ähnlichkeiten«, sagte Pauline. »Man kann die Personen wiedererkennen. Es sind alles Leute, die Mr Conway in Woodbridge kennengelernt hat. Sie haben sogar dieselben oder sehr ähnliche Namen. Warum es ihm solches Vergnügen bereitet, die Menschen als scheußliche Karikaturen zu zeichnen, verstehe ich allerdings nicht. Die Besitzer des Moonflower Hotels sind zum Beispiel nach dem Vorbild von Lawrence und mir gestaltet. Aber sie sind beide Gauner. Warum? Warum macht er so was? Wir haben in unserem ganzen Leben nichts Kriminelles getan.« Sie schien weniger bestürzt als verärgert. Der Blick, mit dem sie mich musterte, schien mir die Schuld zu geben.

»Wir hatten keine Ahnung, dass es dieses Buch gab«, sagte sie. »Ich lese keine Krimis. Lawrence auch nicht. Sajid Khan hat uns gesagt, dass Mr Conway nicht mehr am Leben ist. Das ist vielleicht besser so. Denn wenn er noch lebte, würden wir ihn wahrscheinlich verklagen.«

»Nur, damit ich es richtig verstehe …«, sagte ich. Die Einzelheiten dieser ganzen Geschichte überschlugen sich geradezu, und doch wusste ich, dass sie mir etwas nicht erzählt hatten. »Sie glauben also, dass Stefan Codrescu trotz der Beweise und seines Geständnisses Frank Parris nicht getötet hat, dass Alan Conway zu Ihnen ins Hotel kam und innerhalb weniger Tage herausgefunden hat, wer der wirkliche Täter war, und diese Person in seinem Roman auch benannt oder deutlich bezeichnet hat.«

»Ja, genau.«

»Aber das ist doch sehr unwahrscheinlich, Pauline. Wenn er den Mörder kannte und wusste, dass im Gefängnis ein Unschuldiger saß, wäre er doch sofort zur Polizei gegangen! Warum hätte er einen Roman daraus machen sollen?«

»Das ist genau der Grund, warum wir hier sind, Susan. Sajid

Khan hat uns gesagt, dass Sie Alan Conway besser kannten als jeder andere. Sie haben das Buch redigiert. Wenn die Antwort darin verborgen ist, dann sind Sie am besten geeignet, um sie zu finden.«

»Moment mal!« Plötzlich wusste ich, was nicht stimmte. »Die Sache hat damit angefangen, dass Ihre Tochter in *Atticus unterwegs* etwas entdeckt hat. War sie die Einzige, die das Buch gelesen hat, bevor sie Ihnen davon erzählte?«

»Das weiß ich nicht.«

»Aber was war es denn, was sie entdeckt hat? Warum haben Sie Cecily nicht einfach angerufen und gefragt, was sie meinte?«

Diesmal antwortete Lawrence Treherne. »Natürlich haben wir angerufen«, sagte er. »Wir haben beide das Buch gelesen, und dann haben wir sie mehrfach aus Frankreich angerufen. Irgendwann hatten wir schließlich Aiden am Apparat, und er hat uns gesagt, was passiert ist.« Er holte tief Luft. »Wie es scheint, ist unsere Tochter verschwunden.«

Seite eins

Ein großer Gin Tonic. Ein Clubsandwich, das mit einem Cocktailspieß zusammengehalten wurde, der mit den Stars & Stripes dekoriert war. Ein Päckchen Zigaretten und *Atticus unterwegs.*

Ich war startklar. Ich war am frühen Morgen nach Suffolk aufgebrochen und rechtzeitig zum Mittagessen in Branlow Hall eingetroffen. Ich hatte meinen Koffer ausgepackt und geduscht. Und jetzt hatte ich es mir an einem der hölzernen Tische im Außenbereich der Bar gemütlich gemacht. Ich saß direkt vor dem Rasen, auf dem bei der Hochzeit von Aiden und Cecily das Festzelt gestanden hatte. Der Haupteingang des Hotels lag um die Ecke, und ich stellte mir vor, wie die Hausdame Helen in ihrem strengen Kostüm atemlos über den Kiesweg gerannt war, um Lawrence Treherne zu melden, was Natascha gerade in Zimmer Nummer 12 entdeckt hatte. Es muss schrecklich gewesen sein!

All die Gäste in ihren teuren Kleidern; Aiden und Cecily, die gerade mal seit einer Stunde verheiratet waren, und dann plötzlich Streifenwagen der Polizei mit heulenden Sirenen und Blaulicht; Fotografen und bohrende Fragen von dem wenig liebenswürdigen Detective Superintendent Locke, bis schließlich *die Leiche* auf einer Bahre aus dem Haus gebracht wurde …

Die Sonne schien, aber ich fröstelte. Im Inneren der Bar wäre es wahrscheinlich wärmer gewesen, aber wenn ich lese, muss ich immer eine rauchen, und obwohl das eine abscheuliche Angewohnheit

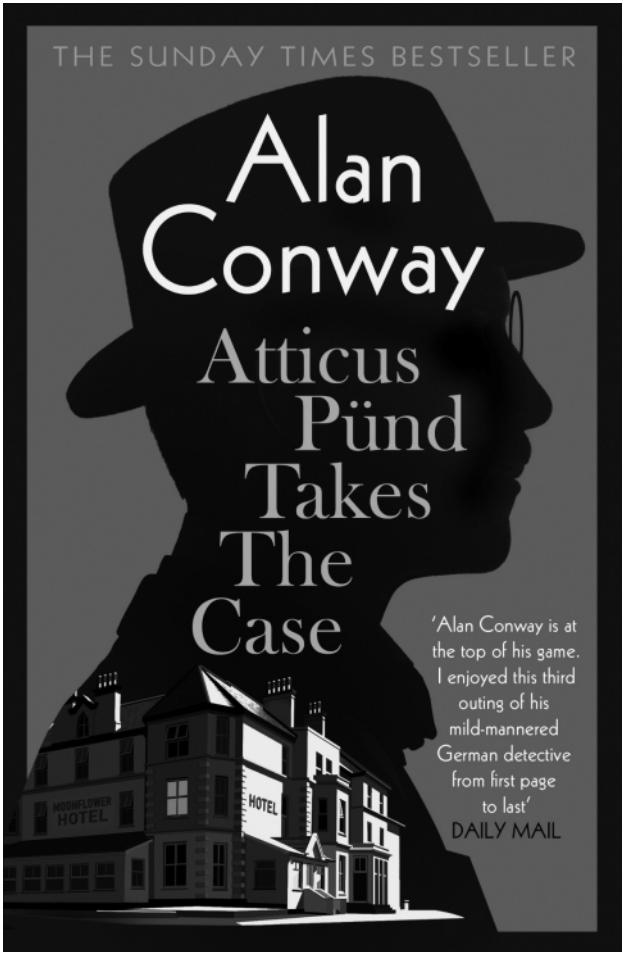
ist (ich meine das Rauchen!), brauchte ich das Nikotin, um mich zu konzentrieren. *Atticus unterwegs* – das Exemplar, das Craig mir in London geschenkt hatte …

Es ließ sich nicht länger hinausschieben. Ich musste mich jetzt mit dem Text und meinen Erinnerungen an seine Entstehung auseinandersetzen. Es war eine unangenehme Situation. Ich las einen Kriminalroman und steckte gleichzeitig in einem anderen. Warum ich die Lektüre so lange aufgeschoben hatte, habe ich schon erklärt. Ich wusste noch genau, wer der Mörder im Roman gewesen war, und erinnerte mich auch an sämtliche Hinweise. Ich fand es durchaus verständlich, warum Romane dieser Gattung meist nicht öfter als einmal gelesen werden.

Andererseits hatte ich inzwischen eine recht genaue Vorstellung davon, was am 13. und 14. Juni 2008 in diesem Luxushotel hier geschehen war. Ich hatte die meisten Personen kennengelernt, die daran beteiligt waren. Ein paar Tage nach dem Mord war Alan Conway hierhergekommen. Vielleicht hatte er sogar hier gesessen, wo ich mich jetzt hingesetzt hatte. Und er hatte etwas entdeckt. *Die haben den Falschen erwischt,* hatte er zu James Taylor gesagt. Er war gekommen, um sich vom Schauplatz der Tat inspirieren zu lassen, aber er hatte weit mehr entdeckt. Dennoch war er nicht zur Polizei gegangen. Er hatte die Antwort in seinem Roman versteckt. Anders ließ sich das Verschwinden von Cecily kaum erklären. Ich musste nach dieser Antwort suchen.

Das Buch lag vor mir auf dem Tisch. Mit den Fingerspitzen fuhr ich über die geprägten Buchstaben auf dem Umschlag. Tastete sie ab, als wären sie eine Art Blindenschrift. Es war erstaunlich, wie viel Schaden Alan Conway in seiner literarischen Karriere angerichtet hatte. *Die Morde von Pye Hall* hatten mich fast umgebracht. Hatte dieser Roman hier Cecily umgebracht?

Ich steckte die Zigarette an. Ich schlug die erste Seite auf. Dann begann ich zu lesen.



DER *SUNDAY TIMES* BESTSELLER

Alan Conway
Atticus unterwegs

»Alan Conway in Hochform! Ich habe den dritten Ausflug seines sanftmütigen deutschen Detektivs von der ersten bis zur letzten Seite genossen.« *Daily Mail*

Über den Autor

Bis zu seinem ersten *Atticus Pünd*-Roman hatte Alan Conway nie etwas geschrieben. Umso größer war die Begeisterung, als Atticus Pünd über Nacht zu einem Riesenerfolg wurde und den begehrten »Gold Dagger« der Crime Writers Association erhielt. Aber das war nur der Beginn einer Serie von insgesamt acht fabelhaften Büchern mit dem legendären deutschen Detektiv, die erst 2014 mit dem plötzlichen Tod des Autors in seinem Haus in Framlingham, Suffolk, ein jähes Ende nahm. Sechs Monate nach der Veröffentlichung des vorliegenden Romans hatte Alan Conway, mittlerweile ein international anerkannter Bestsellerautor, sich scheiden lassen und bekannte sich öffentlich zu seiner Homosexualität. In einem Nachruf verglich ihn die *Times* wegen seiner raffinierten Handlungsführung mit Agatha Christie, und er gilt allgemein als ein spätes Genie des klassischen englischen Kriminalromans. Die Gesamtauflage seiner Werke liegt längst über zwanzig Millionen, und die Verfilmung durch die BBC mit Sir Kenneth Branagh steht unmittelbar bevor.